

Im Gespräch: Regina Becker-Schmidt mit Helga Bilden und Karin Flaake

Bilden, Helga; Flaake, Karin

Veröffentlichungsversion / Published Version

Diskussionsprotokoll / discussion protocol

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bilden, H., & Flaake, K. (1994). Im Gespräch: Regina Becker-Schmidt mit Helga Bilden und Karin Flaake. *Journal für Psychologie*, 2(3), 58-65. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-24841>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Person, Wissenschaft und Geschlechterverhältnis

Im Gespräch:

Regina Becker-Schmidt mit Helga Bilden und Karin Flaake



Regina Becker-Schmidt

Zur Person:

Regina Becker-Schmidt, geb. 6. 5. 37, Prof. Dr. phil., studierte von 1957 bis 1963 in Frankfurt/M. und Paris Soziologie, Philosophie, Sozialpsychologie und Ökonomie. Von 1963 bis 1969 wissenschaftl. Mitarb. am Institut für Sozialforschung in Frankfurt/M. Von 1969 bis 1972 Assistentin/Dozentin am Gesellschaftswissenschaftlichen Fachbereich der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/M. 1973 Berufung an das Psychologische Institut der Universität Hannover. Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Frauenforschung, psychoanalytisch orientierte Sozialpsychologie, Technikforschung, Biographieforschung.

Veröffentl. u. a.: mit Gudrun-Axeli Knapp und Beate Schmidt: *Arbeitsleben – Lebensarbeit. Ambivalenzkonflikte und Widerspruchserfahrungen von Industriearbeiterinnen*, Bonn 1983, und *Eines ist zu wenig, beides ist zuviel*, Bonn 1984; mit Gudrun-Axeli Knapp: *Geschlechtertrennung – Geschlechterdifferenz*, Bonn 1987; *Identitätslogik und Gewalt. Zum Verhältnis von Kritischer Theorie und Feminismus*, in: *Fragmente Kritischer Theorie* (hg. v. J. Müller-Warden und H. Welzer), Tübingen 1991.

Frage:

Regina, Du gehörst zu den Frauen, die in den 70er Jahren sozialwissenschaftliche Frauenforschung in der Bundesrepublik entwickelt haben. In der Studie über Probleme lohnabhängig arbeitender Mütter, die später mit dem Kürzel „Hannoverscher Ansatz“ versehen wurde, hast Du, habt Ihr, von der Kritischen Theorie und der Psychoanalyse herkommend, theoretisch und methodisch zu den Vorreite-

rinnen gehört. Was sind aus Deiner heutigen Sicht wichtige Ergebnisse Eurer damaligen Arbeit?

Regina Becker-Schmidt:

Zunächst kann man wohl sagen, daß durch weitere Untersuchungen, die andere nach uns gemacht haben, bestätigt worden ist, daß Frauen heute beides wollen: Zeit und Raum für ein existentiell gesichertes Privatleben, oft mit

Kindern, und Partizipation am Erwerbsleben. Obwohl wir uns damals mit einer speziellen sozialen Gruppe befaßt haben – mit verheirateten Fabrikarbeiterinnen nämlich, die kleine Kinder versorgen –, haben sich die dort gewonnenen Einsichten in die Besonderheiten weiblicher Lebenszusammenhänge doch als in hohem Maße verallgemeinerbar erwiesen. Ich war gerade in Bayreuth auf einer Tagung über die soziale Situation von erwerbstätigen Frauen aus den verschiedensten Ländern und Kulturen, und es hat mich verblüfft, wie aktuell und weitreichend unsere Befunde von damals geblieben sind: Die widersprüchlichen Anforderungsstrukturen im Wechsel zwischen Familie und Beruf, die wir damals ausgelotet haben, werden heute fast in allen Studien über berufstätige Mütter aufgezeigt.

Was ich heute noch in theoretischer und methodischer Perspektive als relevant ansehen würde? Ich denke, die Studie hat gezeigt, daß wir die Zusammenhänge von Lebensbereichen in weiblichen Lebensläufen erst analytisch durchdacht haben müssen, ehe wir Frauen in Interviews die Möglichkeiten geben können, ihre verschiedenen Praxisfelder zu gewichten, Kontrasterfahrungen zu schildern und ihre vielfältigen Interessen, aber auch die ihnen aufgebürdeten Belastungen zu artikulieren. Methodisch würde ich heute vielleicht einiges anders machen: Ich würde den biographischen Hintergründen der Frauen – ihren Lernprozessen, den ihnen abverlangten Zugeständnissen, den Umwegen – mehr Raum geben. Wir wollten damals eher eine aktuelle Situationsbeschreibung im Spannungsfeld zweier Kontrastbereiche: Familie/Fabrik. Da war es methodisch wohl richtig, erst einmal die verschiedenen Widerspruchsebenen – kontroverse Verhaltensstrukturen in und zwischen den beiden Praxisfeldern – soweit zu erfassen und in Erzählanreize umzusetzen, daß die Frauen sich konkret dazu äußern konnten. Wir waren dann selber überrascht, was da an Schwierigkeiten zur Sprache, aber auch an Selbstbewußtsein zutage kam: Die Akkordarbeiterinnen benannten die Konflikte, die damit verbunden sind, Kindererziehung und Versorgung der Familienmitglieder sowohl sachlich kompetent als auch emotional engagiert zu meistern, einerseits auf die Interessen innerhalb der Intimsphäre eingehen zu wollen, andererseits die Ansprüche berücksichtigen zu

müssen, die von außen kommen. Auch in der Firma sahen sich die Akkordarbeiterinnen gegenläufigen Maximen ausgesetzt, die Spannungen erzeugen: z. B. in quantitativer Weise effektiv sein zu müssen und gleichzeitig gute Arbeit leisten zu sollen. Am drastischsten waren die Schilderungen von den Zerreißproben beim Hin- und Her zwischen Familie und Fabrik. Da wurden nach beiden Seiten Umstellungsprobleme benannt, die so bisher aus der Forschung nicht bekannt waren: kontrastierende Erfahrungen mit der häuslichen und betrieblichen Arbeitsorganisation, mit gegenläufigen Zeitstrukturen, mit völlig unterschiedlichen Aufgabenstellungen und Anerkennungsmöglichkeiten, mit differenten Kommunikations- und Kooperationsformen. Ganz zu schweigen von den Anstrengungen, die Frauen erbringen müssen, um überhaupt einer bezahlten außerhäuslichen Arbeit nachgehen zu können: die Organisation der Kinderbetreuung während der eigenen Erwerbsarbeitszeit, Haushaltsplanung, genauestes Zeitkalkül im Umgang mit eigenen Bedürfnissen u. a. Und trotzdem war für die meisten der von uns befragten Frauen Partizipation am Erwerbsleben ebenso unverzichtbar wie das Zusammenleben in der Familie.

Ich denke, daß wir durch unsere komplexen, auf subjektive Interessen und objektive Konfliktlagen gerichteten Zusammenhanganalysen den gängigen Begriff von der weiblichen Doppelbelastung, der ja bis dahin eher quantitativ definiert wurde – die Frau hat halt zwei Arbeitsplätze zu bewältigen –, in qualitativ neuer Weise bestimmt haben. Und auch die heute so geläufige Formulierung von der Vereinbarkeitsproblematik gewinnt für mich nach wie vor erst an Tiefenschärfe, wenn beides – sowohl die gesellschaftlichen Widersprüche, auf denen sie beruht, als auch die durch sie provozierten psychischen Reaktionen – konkret benannt werden. Dafür war unsere Studie vielleicht so etwas wie ein Modell. Jedenfalls erfreut sich ja die von uns geprägte Redeweise von „Widerspruch und Ambivalenz“ immer noch großer Beliebtheit – auch wenn nicht mehr immer im Bewußtsein ist, wo sie herkommt.

Frage:

Wie und wann bist Du von der Kritischen Theorie – Du bist ja Adorno-Schülerin – zum

Feminismus, zur Frauenforschung gekommen?

Regina Becker-Schmidt:

Das klingt ja, als wäre ich von der Kritischen Theorie weg ... davon kann so ohne weiteres nicht die Rede sein. Ich habe im Rahmen dieser theoretischen und methodischen Orientierung meine eigenen Positionen bezogen – aber Kritik meint ja nicht unbedingt Bruch mit einer Tradition. Zu Eurer Frage: Ich denke, Ansätze für Abgrenzungen gab es früh: Der Sohn spielt in Horkheimers familiensoziologischen Studien eine weit größere Rolle als die Tochter; die Mutter gehört bei ihm ins Haus und die Vaterrolle wird in erster Linie von der männlichen Berufssituation bestimmt. Adorno folgt ziemlich kritiklos den Freudschen Mustern weiblicher Sexualität. In der Auseinandersetzung mit der empirischen Sozialforschung des Frankfurter Institutes wurde mir deutlich, daß dort wie anderswo in der Industriosozologie Frauenarbeit kaum beachtet wurde – „Geschlecht“ war nicht mehr als eine statistische Variable. Das erste empirische Projekt, in dem ich selbst die Leitung übernahm, war dann ja auch eine Studie über Industriearbeiterinnen. Aber meinen Weg in die Frauenforschung im Sinne eines wirklich feministischen Engagements habe ich erst in der Kooperation mit Kolleginnen aus dem DFG-Schwerpunkt „Integration der Frau in die Berufswelt“ gefunden, in dem auch das Arbeitermütter-Projekt angesiedelt war. Viele von den Wissenschaftlerinnen, die ich in diesem Forschungszusammenhang kennenlernte, waren sehr viel stärker auf die Frauenbewegung bezogen, als ich es war – ich glaube, mir war damals noch längst nicht klar, was „feministisch“ eigentlich bedeutet.

Frage:

Was sind die Hauptpunkte Deiner feministischen Kritik an der Kritischen Theorie? Und was ist von der Kritischen Theorie in Deinem Ansatz zur Frauenforschung aufgehoben?

Regina Becker-Schmidt:

Ich will versuchen, den ersten Teil Eurer Frage kurz zu beantworten, weil ich dazu ja bereits einiges geschrieben habe, was an Ort und Stelle nachgelesen werden kann. Also in Stichworten: In der Kritischen Theorie fehlt die Analyse

des Geschlechterverhältnisses als Herrschaftszusammenhang. Man kann nicht sagen, daß Frauenunterdrückung in ihr nicht als Skandalon auftaucht und daß männliche Gewalt nicht kritisiert wird, aber weder sind die Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit frei von androzentrischen Klischees, noch hat Frauendiskriminierung und Männerprivilegierung als strukturelles soziales Problem gesellschaftstheoretisch den Stellenwert, der ihm zukommt. Auf den Punkt gebracht: Eine systematische Berücksichtigung der Geschlechterdifferenz – ihrer kulturellen Voraussetzungen wie ihrer gesellschaftlichen Folgen – fehlt ebenso wie die Zurkenntnisnahme der Frauenbewegung, in der ja Frauen als soziale Gruppe und als gesellschaftliche Subjekte sichtbar werden. Diese Leerstellen tangieren den Selbstanspruch der Kritischen Theorie, eine emanzipatorische Sozialwissenschaft zu sein, die soziale Ungleichheit in den Blick nimmt und die Widerstandspotentialen zur Sprache verhelfen will.

Warum orientiere ich mich dennoch an Adorno, Horkheimer und Marcuse? Da ist einmal deren Fähigkeit, gesellschaftliche Erfahrungen zu machen und zum Bezugspunkt von Theoriebildung zu machen – das gilt für ihre Faschismusanalysen, ihre Einschätzung technologischer Entwicklungen, ihre Sensibilität für soziale Konflikte. Dann fasziniert mich nach wie vor die interdisziplinäre Ausrichtung der Kritischen Theorie – sie ist geschichtszugewandt, fragt nach den Vermittlungen zwischen Individuum und Gesellschaft, ohne die Konstitution von beidem auf einem theoretischen Kontinuum abzubilden. Und nicht zuletzt sind es methodische Vorgehensweisen, an denen ich festhalte: bestimmte Negation als Instrument der Kritik, Ideologiekritik als Erforschung der Mechanismen, die gesellschaftliche Unstimmigkeiten dem Bewußtsein entziehen, Zusammenhangsanalyse als Auslotung von Komplexität.

Frage:

Welche Bedeutung schreibst Du der Psychoanalyse für die Analyse des Geschlechterverhältnisses zu?

Regina Becker-Schmidt:

Ich denke, daß eine solche Analyse, die ja auch eine handlungstheoretische Seite hat,

ohne eine kritische Subjekttheorie nicht auskommt. Was immer uns die Psychoanalyse in ihrer langen Geschichte an verzerrten Sichtweisen des Weiblichen (und des Männlichen) beschert hat, sie hat zumindest dreierlei bewirkt, was für eine feministische Subjekttheorie von Bedeutung geblieben ist. 1. Sie hat das selbstherrliche, von seinen kognitiven Fähigkeiten und seiner Autonomie überzeugte Individuum der abendländischen bürgerlichen Tradition als irrationales, von unbewußten Kräften angetriebenes Wesen entmystifiziert. Feministinnen haben dann das Geschlecht dieser historischen Subjektvorstellung herausgearbeitet – die Vorstellung vom Menschen als Mann. 2. Sexualität wurde nicht nur als Triebkraft entdeckt, sondern auch deren Unterdrückung als Form der Macht deutlich gemacht. Daran läßt sich anknüpfen: Die gesellschaftliche Organisation von Sexualität – ich nenne hier nur das Stichwort der phallokratischen Zwangsheterosexualität – ist ein zentrales Moment in der Hierarchisierung der Geschlechter. Hier ist sicherlich die Psychoanalyse nicht die einzige Theorie, die zur Aufklärung dieses Phänomens beitragen kann; da ist sicherlich auch die Auseinandersetzung mit Foucault äußerst produktiv.

Aber die phylo- und ontogenetische Herkunft von Objektwahlen und libidinösen Besetzungen innerhalb von kulturell bedingten Beziehungskonstellationen und deren Zwänge und Konflikte werden eigentlich nur von psychoanalytischen Ansätzen thematisiert. Das ist nicht nur für das Verständnis von unbewußten Triebrepräsenzen wichtig, die in unsere Konzepte von Weiblichkeit und Männlichkeit eingehen, sondern auch für die Berücksichtigung von geschlechtsspezifischen Körpererfahrungen und Körperbildern, die sexuelles Begehren konstituieren. Nicht zuletzt gibt die Psychoanalyse – als Kulturtheorie und Sozialpsychologie verstanden – auch Auskunft über die gesellschaftlichen Voraussetzungen (Familienformen, Stellung von Mutter und Vater in der frühkindlichen Versorgung und Erziehung, gleich- und gegengeschlechtliche Identifikationsmöglichkeiten mit Elternfiguren, die Bedeutung anderer Bezugspersonen und außerfamilialer Sozialisationsagenturen), in denen Individualität je nach Geschlecht modelliert und normiert wird. 3. Zur geschlechtlichen Selbstverortung – in unserer

Kultur innerhalb des starren Rahmens einer polarisierten Zweigeschlechtlichkeit – gehören zum einen die eigenen Körpererfahrungen, die erlaubten oder verhinderten Körpererkundungen sowie die Triebchicksale von gleich- und gegengeschlechtlichen Objektwahlen. Zum anderen die gleich- und gegengeschlechtlichen Identifikationen, durch die Vorbilder für soziale Kompetenzen, sachliche Interessen und gegenstandsbezogene Aktivitäten assimiliert werden. Beides gehört zur psychosozialen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Psychoanalytisch orientierte Feministinnen haben zeigen können, daß die weibliche Entwicklung nicht – wie das lange in der orthodoxen Psychoanalyse gesehen wurde – als Abweichung vom männlichen Modell gedacht werden kann, sondern ein eigenständiger Weg ist.

Frage:

Wie siehst Du deine eigene Entwicklung in puncto Frauenforschung seit der ersten großen Studie über lohnabhängig arbeitende Mütter?

Regina Becker-Schmidt:

Da gibt es schon eine Linie – und die ist noch nicht einmal sehr verschlungen. Ein wichtiges Ergebnis der Studie war ja der empirische Hinweis auf die Doppelorientierung von Frauen: Sie wollen beides – Familie und Beruf. Zusammen mit Gudrun-Axeli Knapp habe ich dann untersucht, wie diese Doppelorientierung biographisch zustande kommt, wie in Arbeiterfamilien überhaupt die Sozialisation von Töchtern und Söhnen verläuft. Das war dann das Projekt über die Erziehungsansprüche und das Erziehungsverhalten von Akkordarbeiterinnen. Aus dieser Interpretationsarbeit erwuchs die allgemeinere These von der doppelten Sozialisation, die weibliche Individuationsprozesse kennzeichnet. Gudrun-Axeli Knapp hat das dann kritisch gegen die damals verbreitete These vom weiblichen Arbeitsvermögen gerichtet und eine Konzeption von Frauenarbeit entwickelt, die der doppelten Vergesellschaftung der weiblichen Genus-Gruppe Rechnung trägt. Ich ging einer anderen Frage weiter nach, nämlich der, welche historischen Ungleichzeitigkeiten und welche das Geschlechterverhältnis übergreifenden Konstellationen bewirken, daß Frauen gesell-

schaftlich sowohl in die häusliche als auch in die marktvermittelte Sphäre eingebunden sind. Was unterscheidet ihre Form der Vergesellschaftung von der der Männer, und was hat das mit der sozialen Organisation des Geschlechterverhältnisses zu tun, das wiederum in einigen Formbestimmungen mit gesamtgesellschaftlichen Strukturen korrespondiert? (Trennung und Hierarchisierung von sozialen Arbeits- und Funktionsbereichen, die gleichwohl – wenn auch in hegemonialer Weise – aufeinander bezogen sind, Austauschverhältnisse, die auf Arbeitsteilung beruhen, gesellschaftliche Bewertungen von Lebensäußerungen, die nicht unmittelbar als „Arbeit“ gelten können, soziale Organisation der generativen Reproduktion und Bevölkerungspolitik)

Frage:

Woran arbeitest Du zur Zeit?

Regina Becker-Schmidt:

An dem eben skizzierten Problem. An einem gesellschaftstheoretisch fundierten Konzept von Geschlechterverhältnissen. Durch welche sozialen Prinzipien werden Frauen und Männer als soziale Gruppen zueinander ins Verhältnis gesetzt? Was konstituiert die Hierarchien im Geschlechterverhältnis? Welche Formbestimmungen in der Reproduktion der Gesellschaft teilen sich den Strukturierungen im Geschlechterverhältnis mit und umgekehrt? Wie hängen private und öffentliche Austauschprozesse zwischen den Geschlechtern zusammen? Lassen sich alle geschlechtlichen Beziehungen als über den Tausch vermittelte begreifen? Was bewirkt das Zusammenspiel von sachlichen und persönlichen Beziehungen im Geschlechterverhältnis? Welche Phänomene in der Formation unserer Gesellschaft verstellen den Blick auf geschlechtliche Über- und Unterordnungen, welche Herrschafts- und Machtmechanismen reproduzieren geschlechtliche Ungleichheit? Warum erscheinen alle sozialen Bereiche in irgendeiner Form als sexuierte, als vergeschlechtlichte? Wie hängen Ideologien als Ausdruck nicht nur verzerrten Bewußtseins, sondern auch soziostruktureller Verdeckungszusammenhänge und von Androzentrismus zusammen? Wo brechen Widersprüche auf und wo ergeben sich Ansatzpunkte für Veränderungen? Bei welchem der beiden Ge-

schlechter – Frauen oder Männern – deuten sich eher innovative Handlungspotentiale an? Und wenn sie sich aufzeigen lassen, wie kommen sie sozialisations- bzw. subjekttheoretisch zustande?

Frage:

Dir hat immer die wissenschaftliche Verbindung von Klasse und Geschlecht am Herzen gelegen. Deine Fabrikarbeiterinnen-Studie und das gemeinsam mit Gudrun-Axeli Knapp geschriebene Buch *Arbeiterkinder gestern – Arbeiterkinder heute* zeugen ja davon. Wie hast Du dieses Interesse weiterverfolgt? Was sind in diesem Gebiet für Dich derzeit wichtige soziologische und sozialpsychologische Fragestellungen?

Regina Becker-Schmidt:

Zentral ist da für mich zunächst die Frage geblieben, welche Phänomene gesellschaftlicher Ungleichheit Frauen zu einer sozialen Gruppe machen – diese Frage hat durch die Transformationsprozesse im Zuge der deutsch-deutschen Vereinigung, von der ja die ostdeutschen Frauen in besonderer Weise betroffen sind, an Brisanz zugenommen. Was mich immer wieder beschäftigt, ist das Problem, ob eine feministische Gesellschaftstheorie bei Marx – trotz aller berechtigten Kritik und Abwendung – nicht doch noch einiges lernen könnte. Ich habe für den letzten workshop der Sektion Frauenforschung in Hannover noch einmal in den *Grundrissen* nachgelesen, wie – nach Marx – die Differenzen zum Verschwinden gebracht werden zwischen dem Wert bzw. der Produktivität des menschlichen Arbeitsvermögens und seiner in Lohn ausgemünzten Bewertung als Ware. Marx analysiert hier Vorgänge, die im Produktionsprozeß unmerklich, der Wahrnehmung entzogen verlaufen, weil sie auf einer bestimmten gesellschaftlichen Trennung beruhen – der von Arbeit und Produktionsmitteln –, die jenseits der betrieblichen Erfahrungswelt und in der Vergangenheit stattgefunden hat. Mikrologisch arbeitet er heraus, wie die spezifische Produktivität der menschlichen Arbeit durch die Aufhebung dieser Trennung verdeckt wird, die sich im Arbeitsprozeß durch die Kombination von Maschinerie und Arbeitskraft vollzieht. Das sind für mich klassentheoretische Modellanalysen von großem metho-

dischen Wert – ohne daß ich sie jetzt so ohne weiteres inhaltlich auf Mechanismen der Frauendiskriminierung anwenden möchte. Aber an ihnen kann ich mir klar machen, wie gesellschaftliche Verstellungen und Verdeckungen zustande kommen. Sie verweisen auf Dimensionen in gesellschaftlichen Verhältnissen, die unbewußt bleiben bzw. durch strukturelle Bedingungen unbewußt gehalten werden. Diese gesellschaftskritische, nicht auf falsches Bewußtsein reduzierbare Seite im Marxschen Ideologie-Begriff – heute fast vergessen – scheint mir unverzichtbar. Wir brauchen ideologiekritische Analysen, die offenlegen, was strukturell Einsichten in die Hintergründe von geschlechtlichen Hierarchien verstellt. Zum Beispiel die Trennung der familialen Privatsphäre vom Erwerbsbereich, was lange den gesellschaftlichen Charakter von Hausarbeit unsichtbar machte.

Es gibt ein weiteres Problem, das die Klärung der Beziehung zwischen Geschlecht und Klasse einfordert: Frauen sind keine homogene soziale Gruppe, sondern sie unterscheiden sich je nach sozialer, kultureller oder ethnischer Herkunft. Es gibt reiche und arme, privilegierte und diskriminierte, einflußreiche und ohnmächtige Frauen; das weibliche Geschlecht kann je nach kulturellem oder historischem Kontext ein hohes oder ein minderes Ansehen haben. Aber es gibt auch Gemeinsamkeiten zwischen Frauen über diese sozialen Differenzierungen hinweg. Es gibt Formen der Unterdrückung, die sie alle qua Geschlecht zu spüren bekommen – etwa die Bedrohung durch sexuelle Gewalt, den Ausschluß aus männerbündischen Machtzentren oder die Unterbewertung ihrer Arbeit im Vergleich mit Männern. Auch innerhalb einer Klasse von Unterdrückten haben Frauen nicht ohne weiteres den gleichen Status wie Männer – es gibt statt Solidarität auch hier geschlechtsspezifische Disparitäten. Das Zusammentreffen von klassen- und geschlechtsspezifischer Diskriminierung führt in der Regel zu Kumulationen von Benachteiligungen. Gleichheit und Differenz unter Frauen, Gleichheit und Differenz zwischen Frauen und Männern: Das sind historisch und kulturell variable Konstellationen, die bei der gesellschaftlichen Verortung des weiblichen Geschlechts bedacht werden müssen.

Frage:

PsychologInnen reden so gern von und suchen immerfort Identität. Du hast schon früh auf das Zwanghafte und Gewaltsame der Identitätslogik hingewiesen, 1991 auch über Identitätslogik und Gewalt geschrieben. Worum geht es Dir da?

Regina Becker-Schmidt:

Vielleicht muß man das etwas differenzieren. Identitätslogik ist nicht per se gewaltsam, sie ist auch ein legitimes Erkenntnismittel – solange sie mit-reflektiert und im Gedächtnis behält, was bei Abstraktionsprozessen auf der Strecke bleibt. Zwanghaft wird Identitätslogik dann, wenn Verallgemeinerungen unbefragt zur Norm werden, wenn sich das, was sich der Verallgemeinerung nicht fügt, als „nur“ oder „gar zu“ Besonderes ausgegrenzt und getilgt wird. Fremdenhaß beruht u. a. darauf, daß nur anerkannt wird, womit man sich identifizieren kann. Identifikation heftet sich ans Ähnliche. So kommt es, daß eine Gemeinschaft von „Gleichen“, die sich als Allgemeinheit setzt, die „Anderen“ als nicht Dazugehörige abwertet und verfolgt. In der Vorstellung einer in sich stimmigen Geschlechtsidentität wird das Zwanghafte einer Logik, die Differentes aussondern will, um Gleichförmigkeit zu schaffen, besonders deutlich: Widersprüche im Subjekt werden begrifflich ausgeblendet. Sicher, wir bedürfen eines Gefühls der Kohärenz und der Kontinuität: Wenn ich heute nicht wenigstens oberflächlich und ungefähr weiß, wer ich gestern war und wer ich morgen sein werde, dann werde ich meine Zukunft kaum planen können und verwirrt in der Gegenwart herumlaufen. Lebensgeschichte stiftet schon so etwas wie ein Identitätsgefühl. Aber unübersehbar sind doch die Brüche in uns – zwischen Bewußtem und Unbewußtem, zwischen homo- und heterosexuellen Strebungen, zwischen ich-synthetischem Verhalten und nicht wirklich integrierten Ich-Anteilen. Solange wir zudem von Weiblichkeits- und Männlichkeitskonstrukten gegängelt sind, die uns zur Abspaltung von Handlungspotentialen zwingen oder uns auf Einseitigkeiten festlegen wollen, deren Überwindung mit inneren Konflikten verbunden ist, können wir wohl kaum sagen, daß wir mit uns selbst identisch sind.

Frage:

Die Frauenforschung ist ja aus der Frauenbewegung entstanden. Die Frauenbewegung scheint in die Jahre gekommen zu sein; gemeinsame Aktionen werden rar und kollektive Identifikationen schwinden (Stichworte: Individualisierung und Differenzierung). Wie kommst Du mit den jetzigen Studentinnen klar, von denen viele sich der Gleichheit nahe oder „sehr emanzipiert“ fühlen?

Regina Becker-Schmidt:

Hm – diese Frage stößt bei mir auf leichten Widerstand. Ich würde zunächst den Thesen von Ute Gerhard folgen, daß es in der Geschichte der Frauenbewegung immer Latenzphasen gegeben hat und daß es dann doch weiterging und es neue Höhepunkte gab. Ich traue mir nicht zu, zu beurteilen, ob es im Augenblick Frauennetze gibt, die unterschwellig wirksam und tragfähig sind. Was die Studentinnen angeht, so ist deren Selbstbewußtsein als Frauen m. E. tatsächlich größer, als es das in meiner Generation war. Das wäre ja auch traurig, wenn unsere ganze feministische Aufklärungsarbeit bei den Jüngeren nichts bewirkt hätte. Studierende weiblichen und männlichen Geschlechts fallen heute viel weniger auf Geschlechtsstereotypen herein – wenn ich das einmal mit Beobachtungen aus weiter zurückliegenden Lehrveranstaltungen vergleiche. Feministische Seminare stoßen bei uns auf großes Interesse – da wird heftig diskutiert. Ich stelle immer wieder fest, daß sich in den Seminaren Studentinnen von den Kommilitonen nicht an die Wand drücken lassen. Das ist aber sicherlich nicht in allen Disziplinen so – vielleicht sind meine Beobachtungen aus den sozialwissenschaftlichen Lehrveranstaltungen nicht verallgemeinerbar. Richtig ist, daß es sehr schwer ist, Studentinnen für die Aufgaben der Frauenförderung zu aktivieren. Aber vielleicht schrecken Gremienarbeit und institutionalisierte Politik ab, vielleicht legen wir alten Häsinnen zuwenig offen, wo und wie an den Hochschulen Frauen benachteiligt werden; schließlich sind die Diskriminierungsmechanismen oft sehr subtil. Des weiteren muß man wohl in Rechnung stellen, daß Gleichstellungspolitik eine langwierige und zähe Sache ist – langfristiges Engagement ist aber für Studentinnen, die meistens neben dem Studium jobben müssen, schwer aufzubringen.

Frage:

Was sind Vorteile und Nachteile Deiner Stellung zwischen Soziologie und Sozialpsychologie?

Regina Becker-Schmidt:

Tja, oft habe ich halt das Gefühl, auf beiden Seiten in Ansätzen stecken zu bleiben. Andererseits komme ich manchmal gerade darum weiter, weil ich eine Fragestellung eine Weile auf Eis legen und in das andere Feld wechseln kann. Interessant wird das Arbeiten, wenn plötzlich aus beiden Disziplinen etwas zusammenschießt, wenn sich Subjektives und Objektives wechselseitig erhellen. In meinen Biographieforschungen gibt es solche Lichtblicke – aber davon zu erzählen würde jetzt zu weit führen.

Frage:

Was sind oder wären Deiner Einschätzung nach derzeit die wichtigsten Fragen der Frauenforschung/der Geschlechterforschung, besonders mit Bezug auf die Sozialpsychologie?

Regina Becker-Schmidt:

Oh je, könnt Ihr mich nicht etwas weniger Globales fragen? Da gerate ich jetzt in Gefahr, das zu nennen, was ich selber meine, in Angriff nehmen zu müssen. Also – deutlich geworden ist ja wohl schon, daß ich die Ausarbeitung einer sozialwissenschaftlichen Theorie zum Geschlechterverhältnis für dringend notwendig halte. Untersuchungen zur sozialen Konstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit sind zwar ebenso wichtig – aber das ist doch ein Gegenstandsbereich, der nicht ohne weiteres zum Geschlechterverhältnis als gesellschaftlichem Strukturzusammenhang hinführt. Ich will versuchen, mit einer Analogie zu sagen, was ich damit meine: Das Geschlechterverhältnis in erster Linie von diesen Konstruktionen her zu analysieren, wäre dem Unterfangen ähnlich, die Klassenverhältnisse in der industriell-kapitalistischen Gesellschaft aus den Bildern von Bürgerlichkeit und den Bildern von der proletarischen Lebensweise herleiten zu wollen. Die gesellschaftlichen Konditionen (objektive Verfügungsmacht über ökonomische, politische und kulturelle Ressourcen durch die bürgerliche Eigentumsordnung, durch kapitalistische Marktgesetze und aufgrund von politischen Bündnischancen),

die es der Klasse der Kapitalisten ermöglichen, Macht über die Klasse der Lohnabhängigen auszuüben, kurz: die Klassenverhältnisse als Herrschaftsverhältnisse, wären damit noch nicht erschlossen. Sozialpsychologisch scheint es mir notwendig zu sein, an einer feministischen Subjekttheorie weiterzuarbeiten, die nicht nur die psychosexuelle Entwicklung in den Blick nimmt, sondern alle sozialen Kompetenzen, die Frauen in ihrer Biographie ausbilden. Wie verlaufen weibliche Individuationsprozesse im Spannungsfeld doppelter Vergesellschaftung? Gibt es geschlechtsspezifische Sozialisationsverläufe, woran läßt sich das festmachen und welche Folgen hat das?

Frage:

Wie verstehst Du das Verhältnis Frauenforschung/Geschlechterforschung?

Regina Becker-Schmidt:

Ich verstehe gut, daß viele Feministinnen den Begriff „Frauenforschung“ nicht aufgeben wollen – er ist mit der Geschichte der Frauenbewegung eng verknüpft und auch so etwas wie ein Kampfbegriff. Aber in einer sozialwissenschaftlichen Perspektive ist die Betonung, daß es in der Frauenforschung um die Analyse des Geschlechterverhältnisses geht, sehr wichtig. Die Situation von Frauen in ihren kulturellen und geschichtlichen Kontexten ist nicht zu erfassen, wenn es keinen Vergleichspunkt gibt. Und das ist die gesellschaftliche Stellung des männlichen Geschlechts. Wird das nicht mitgedacht, dann ist Frauenforschung in Gefahr, nicht mehr als eine Bindestrich-Soziologie zu sein. Den Begriff „Geschlechterforschung“ finde ich problematisch – auch hier fehlt das relationale Moment, das im Wort „Verhältnis“ steckt. Ich vermute, daß wir keinen Zulauf von männlichen Wissenschaftlern zu erwarten haben, wenn es um Geschlechterverhältnisforschung geht.

Frage:

Wie siehst Du die derzeitige „Kritik der Kategorie Geschlecht“ (so heißt ja das Heft 3/93 der *Feministischen Studien*), also die nicht zuletzt von Judith Butlers *Unbehagen der Geschlechter* ausgelöste Debatte um den Sinn oder auch Schaden der sex/gender Kategorie? Wie schätzt Du die anvisierte Dekonstruktion des gender-Begriffs ein?

Regina Becker-Schmidt:

Das kommt darauf an, was ich unter „gender“ verstehe. Der Geltungsbereich eines theoretischen Konzeptes oder Ansatzes hängt von der Bestimmung des Gegenstandsbereiches ab. Meine ich mit „Geschlecht“ das lebensgeschichtlich erworbene sexuelle und psychosoziale Selbstverständnis von Frauen und Männern, dann werde ich zum ersten zwischen sex und gender nicht trennen können – es sei denn in einem analytischen Sinne, um Unterschiede in der lebensphasenspezifischen Konstitution von psychosexueller und darüber hinausgehender individueller Entwicklung zu klären. Da sich Lebensgeschichte in psychischen Strukturierungen niederschlägt, in bewußten und unbewußten, werde ich zum zweiten „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ als mit Erfahrungen verbundene Selbstkonzepte nicht einfach dekonstruieren können. Geht es jedoch um die kulturellen Codierungen von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“, um die Frage, wie diese Konzepte in Interaktionen konstruiert werden, wer ihre Akteure sind und was ihre Aktualität ist, steht zur Diskussion, welche Relevanz sie für die geschlechtliche Konnotation sozialer Kontexte und die Vergeschlechtlichung von Institutionen haben, dann ist Dekonstruktion eine sinnvolle Methode zur Entmachtung solcher Codierungen.